



PROLOG

Die Schlacht tobte bereits seit über fünf Stunden und ein Ende war nicht absehbar. Das feindliche Heer schien viel größer zu sein, als man vermutet hatte. Ein gegnerischer Trupp nach dem anderen stieß aus unterschiedlichen Richtungen in die Flanken der eigenen Krieger, die tapfer versuchten, zu halten, was kaum mehr zu halten war. Alles wurde zunehmend unübersichtlich und nicht mehr kontrollierbar. Die hellblauen Banner des Gegners dominierten inzwischen auf dem Schlachtfeld, aber noch hielten die getreuen Gefolgsmänner dagegen. Umringt von seinen Elitesoldaten kämpfte der König verbissen gegen die heranstürmenden Soldaten. Sein langes, schweres und scharf geschmiedetes Schwert schwingend, streckte er jeden gnadenlos nieder, der sich ihm in den Weg stellte. Blut spritzte von allen Seiten, abgetrennte Körperteile flogen ziellos durch die Luft, verstümmelte Leiber zuckten auf der staubigen Erde und ein Gestank von Schweiß und Eisen überlagerte das grauige Schauspiel. Als einer der Soldaten des Königs niedergeschlagen wurde und ihn mit einem nicht zu deutenden Blick



ansah, stieß er ihn nur verächtlich zu Seite und schwang erneut sein Schwert. Schlag für Schlag. Ohne nachzudenken. Eine Schlacht war eine Schlacht und Menschen mussten sterben. Jeder Mann, der sich nicht behaupten konnte, galt in seinen Augen als Schwächling. Es dauerte noch gut zwei Stunden, in denen der Kampf blindwütig tobte, bis sich beide Seiten dezimiert auf ihre vorherigen Linien zurückgezogen hatten. Wütend stampfte der König in sein Zelt, das auf einer kleinen Anhöhe stand.

»Wie kann das sein? Verdammt!«, donnerte seine kräftige Stimme wie ein Paukenschlag durch den Raum, sodass selbst die lauten Geräusche des Heeres für einen Sekundenbruchteil übertönt wurden. Seine glühenden Augen sprühten hasserfüllt und seine Zähne bleckten gefährlich und unheilvoll.

»Mein König«, kniete ein Bote nieder, der im Zelt bereits auf ihn wartete. Das, was er nun zu sagen hatte, konnte ihn den Kopf kosten und darüber war er sich im Klaren. Ein kalter Schauer lief ihm deshalb über den Rücken, so als hätten ihn die Todesschwingen eines Dämons berührt. Niemand wagte es freiwillig, den cholerischen König zu verärgern. Schlechte Nachrichten waren jedoch ein Ärgernis und diese weckten das wilde, reißende Raubtier in ihm. Ein Versagen vor den Augen des Königs würde unweigerlich zu unsäglichen Qualen führen. Somit war der Bote abhängig von der Gnade des Mannes vor ihm, der wütend schnaubte.

»Euer Berater, Lord Conderman, hat Euch verraten. Diese Schlacht ist eine Falle, mein König.« Nur kurz wagte er es, zum König emporzuschauen, während er ihm einige Dokumente entgegenhielt. Ängstlich blickte er schnell wieder zu Boden, um so den durchbohrenden Blicken zu entweichen. Das



schwere Einatmen, gefolgt von einem fauchenden Pusten in kurzen Abständen, zeugte von der Wut, die in ihm schäumte.

»Du bist dir sicher?«, erklang des Königs Stimme, in der nun die Schärfe einer hundertmal geschmiedeten Klinge lag.

Voller Angst schluckte der Bote und wünschte sich nun Hunderte Meilen entfernt zu sein. Das Einzige, was er herausbrachte, war ein klägliches »Ja«. Wütend riss ihm der König die Dokumente aus der zitternden Hand und begann zu lesen. Seine Augen glänzten fiebrig, als sie die Zeilen überflogen. »Stinkender Verrat, geschrieben und versehen mit dem Siegel meines Erzfeindes«, spukte er die Worte aus, als würde Galle an ihnen haften. »Verbündet mit MEINEM Berater«, fauchte er ungehalten. Sein alter Freund hatte ihn in diese Schlacht laufen lassen, wie in eine offene Klinge.

König Standless III, oder besser gesagt »Heartless, der Kalte«, wie er oft genannt wurde, schloss die Augen und nickte. Die Neuigkeiten, die ihm soeben zugetragen wurden, durchzogen ihn wie eine heiße, alles verschlingende Glut. Noch wehrten sich die Gehirnwindungen, das zu glauben, was seine Augen bereits verarbeitet hatten. Immer wieder fragte er sich, ob das tatsächlich alles wahr sein konnte. Doch er musste den Fakten letzten Endes in die Augen sehen, auch wenn sie ihn wie eine hässliche Fratze anstarrten und verhöhnten. »Hole mir meinen Kommandanten«, flüsterte er nun und ließ sich kraftlos auf die harte Bank fallen, die bei der Zeltwand seines Feldlagers aufgestellt stand. »Verrat, Intrige und Hinterhältigkeit«, wiederholte er die Worte. Er schüttelte ungläubig den Kopf. Seine zuvor voller Zorn glänzenden Augen wurden nun von einem Schleier dumpfer Trauer verfinstert. Bilder von Tagen tiefer Freundschaft zogen ruhelos durch seinen Geist, wobei ihm



jedes einzelne Schmerzen zufügte. Wie oft hatte er bereits Intrigen hinter seinem Rücken ertragen müssen, wie viele seiner Leute hatten bereits versucht, ihn von seinem Thron zu stoßen? Doch diesmal saß die Schmach besonders tief. Es war nicht nur ein kleiner, bedeutungsloser Komplott, geschmiedet von raffgierigen und machthungrigen Nichtsnutzen, sondern eine Hinterlist höchsten Grades, die ihn erschütterte.

Als sein Kommandant hereintrat, bemerkte er ihn zuerst nicht einmal. So fern weilten seine Gedanken bei dem, was ihm wie ein glühender Stachel in der Seele brannte. Erst als er ein Räuspern hörte, schaute er müde auf.

»Mein König? Ihr habt mich rufen lassen. Das Heer wird in zwei Stunden wieder bereit sein.« Im Gegensatz zum Boten zeigte sein oberster Heerführer keine Angst. Zwar wusste auch er um die Gefährlichkeit seines Königs, doch zu viele hatte er auf den Schlachtfeldern bereits sterben sehen, als dass ihn der Tod oder irgendeine andere Gefahr beängstigen konnte.

»Gut. Halte das Heer bereit. Aber ...«, stockte er, atmete tief durch und setzte sich langsam auf, »... bringt mir zuerst Lord Conderman, meinen Berater, her. Verhaftet ihn, da er sich des Hofverrats schuldig gemacht hat.«

Ein leichtes Zucken verriet die Überraschung seines Kommandanten. Seine zusammengewachsenen Augenbrauen, die struppig und störrisch in die Höhe ragten, wölbten sich fragend nach oben. Doch dann drehte er sich ohne weiteren Kommentar um und verließ das Zelt.

Über 20 Jahre stand ihm sein Berater bereits treu zur Seite. Und jetzt sollte gerade dieser Mann, der immer Stärke und Mut bewiesen hatte, sein Gegner sein? Doch die Nachrichten des Boten waren deutlich und ließen keinen anderen Schluss



zu. Wer war außerdem an diesem Komplott beteiligt? Er musste alles wissen, bevor er sich mit seinen Leuten wieder auf dem Schlachtfeld mit einem Gegner maß, dessen Stärke ihn überrascht hatte.

Es erschien dem König wie eine Ewigkeit, bis er endlich Schritte, begleitet von lauten Protesten, herannahen hörte. Als die Plane, die nur notdürftig die Kälte nach außen verbannte, zur Seite geschlagen wurde, sah er seinen alten Freund, wie er sich vehement gegen die Festnahme wehrte. In der Mitte zweier kräftiger Soldaten wurde er in das Zelt geführt, gefolgt von dem Kommandanten, der die Plane schnell wieder hinter sich schloss.

»Was soll diese Behandlung? Seid Ihr von Sinnen?«, fuhr er den König wütend an.

»Von Sinnen? Diese Frage muss ich Euch stellen. Was ist in Euch gefahren?«, fragte der König traurig.

Doch sein Berater glaubte sich nicht wirklich in Gefahr. »In mich? Ich bin Euer treuster Diener und muss mich wie ein Dieb hierher führen lassen. Ist dies der Dank für ...«

»Schweigt, Narr! Verrat habt Ihr verübt. So viele Jahre haben wir gemeinsam Seite an Seite gekämpft und dieses Land zusammengehalten. Und jetzt muss ich erfahren, dass Ihr mich an unseren Gegner verraten wolltet.«

»Ich? Niemals«, schrie er laut.

Der König jedoch blieb abgeklärt und für seinen Charakter seltsam ruhig. »Und ob Ihr mich verraten habt. Die Beweise, die man mir soeben brachte, sind eindeutig. Warum nur habt ihr dies getan?« Ohne Vorwarnung zog der König seinen kurzen Dolch aus seinem Lederwams und presste die scharfe Klinge an den Hals seines langjährigen Wegbegleiters. Augenblicklich



schnitt sie sich wenige Millimeter in sein Fleisch und kleine, dünne Blutfäden rannen den Hals herunter.

»Gesteht ... Freund«, spie er die Worte verächtlich aus.
»Gesteht, oder ich lasse Euch öffentlich enthaupten.«

»Ich ... ich weiß nicht, was Ihr von mir wollt.«

»Schuft. Warum? Was habe ich Euch getan? Gesteht alles und ich lasse Euch vielleicht gehen.« Doch die Miene seines Beraters blieb starr. Wenn er jetzt sprechen würde, wäre es um ihn geschehen, denn er wusste, dass sein König keine Gnade kannte.

»Ein letztes Mal.« Der Geifer des Königs spritzte in das verzerrte Gesicht seines überraschten Beraters. »Entweder Ihr gesteht und benennt unsere Gegner, einen nach dem anderen, oder ich werde Eure Familie ausrotten lassen. Eure zwei strammen Söhne werde ich öffentlich enthaupten und ihre Köpfe als Mahnmal aufspießen lassen. Und Eure liebreizende Frau ...«, genüsslich schnalzte er dabei seine Zunge, »werde ich einer ganzen Horde Soldaten nackt zur Verfügung stellen. Tagelang, bis nur noch verfaulte Fleischfetzen von ihr herabhängen.«

Conderman verzog sein Gesicht zu einer Fratze und blickte sich gehetzt um. Jetzt erst wurde ihm bewusst, dass er verloren war. Egal, was er auch immer tun würde, das Spiel war aus. »Verschont meine Familie, mein König«, flehte er und blickte zu Boden.

»DEIN König? Pah ... einen Furz gebe ich auf Eure Worte. Packt endlich aus oder ich sende meine Soldaten in Euer Haus.«

Nach weiteren Sekunden der Stille winkte der König plötzlich seinen Kommandanten zu sich. »Ihr kennt die



Ländereien unseres guuuuten, alten, treuen Gefolgsmanns hier.«

»Nein!«, schrie der Berater dazwischen. »Nicht. Meine Familie hat damit nichts zu tun.«

»Womit zu tun?«

»Mit ... Mit ...«

»Legt einen Zahn zu, sonst werde ich Euch gleich erledigen und Eure Familie hinterher. So wahr ich noch König dieses Landes bin!«

»Ja, schon gut.« Seine angespannten Schultern fielen in sich zusammen, als habe ihn jegliche Kraft auf einen Schlag verlassen. »Ich wollte das alles nicht. Ich ...«

»Ja?«

»Ich wollte ... Oh, mein König, verzeiht mir.«

»Was soll ich Euch verzeihen?«

»Ich ... wurde von einer Frau geblendet. Sie hat mich dazu angestiftet und ich war zu schwach ihr zu widerstehen.«

»Wer ist dieses Weib?«

Sein Berater stand nun vor ihm, mit weit aufgerissenem Mund, aus dem nur die absolute Stille resignierten Gestehens drang.

»Wer ist DIESES verruchte Weib?«, donnerte der König ungehalten und presste die Klinge noch fester an seinen Hals.

»Es ist die Eure. Sie hat mich verführt ... Ich ...« Er fiel auf seine Knie, während die Klinge gefährlich über sein Kinn ratschte. »Verschont meine Söhne und auch mein Weib«, flehte er nochmals um das Leben seiner Familie.

Der König glaubte seinen Ohren nicht zu trauen und wollte nochmals nachfragen. Doch für einen kurzen Augenblick stand er atemlos, wie ein begossener Pudel, mit dem Messer



in der Hand da. Unfähig sich zu rühren. Als er in die erschrockenen Augen seines Kommandanten blickte, wusste er, dass er nicht erneut nachfragen musste. Er hatte sich nicht verhört.

»Wer noch?«, riss sich der König mit aller Kraft zusammen, da er wenigstens seine Selbstachtung bewahren wollte. Brutal packte er Condemans Haare, riss den Kopf nach hinten und setzte wieder die Klinge an seinen blutenden Hals. »Wie stark ist das feindliche Heer?«

»Es ist ... etwa doppelt so stark, als ich Euch anvertraute. Es wird bald einen Rückzug fingieren und Euch in einen kleinen Wald locken wollen. Dort ... ja, dort sollt Ihr vernichtet werden. Und ich ... sollte dann mit ...«, gurgelte er gequält, als sich die Klinge weiter in sein Fleisch schnitt. Blut rann inzwischen ungehemmt in Strömen seinen Hals hinab, um unter seiner leichten Rüstung zu verschwinden. »mit Eurer Königin die Ländereien verwalten dürfen.«

»Mein Weib?«, riss er seine geröteten Augen auf. »Warum Conderman?«

»Ihr ... seid so grausam und unberechenbar geworden. Ich hatte Angst, irgendwann ebenfalls in Ungnade zu fallen. Und ... Eure Königin liebt Euch schon lange nicht mehr.«

In vielen Schlachten hatte der König bereits die Klinge seiner Gegner zu spüren bekommen. Doch diesen Schmerz, der durch wenige Worte seine verwundete Seele bluten ließ, vermochte ihm vorher keine der Schneiden zuzufügen. Wieder drohte ihn diese unsägliche Kraftlosigkeit zu übermannen, doch Schwäche durfte er hier nicht zeigen. Jetzt nicht! Ja, es mochte stimmen, dass er hart war, doch wie sollte er ein Reich dieser Größe anders zusammenhalten können?

»Wer ist noch in den Komplott eingeweiht? Nennt mir



alle Namen«, forderte er seinen Berater nun wieder ruhig und gefasst auf. Dabei zog er den Dolch wieder ein kleines Stück zurück, behielt ihn jedoch fest umklammert in seiner Faust, sodass seine Knöchel weiß hervorstachen. Conderman nannte nacheinander Namen, die ihm zwar alle nicht unbekannt, deren Träger jedoch nicht so bedeutend waren. Mit einem leichten Kopfnicken zu seinem Kommandanten gab er ihm zu verstehen, dass genau diese Leute nach der Schlacht zu eliminieren seien. Die Umstände ihres Todes würde er jedoch später festlegen.

»Mein Weib und ihr ... seid schon lange ein Paar?« Ein Schmunzeln umspielte die Lippen des Königs. Doch es war nicht der Ausdruck von Belustigung oder gar Freude, sondern vielmehr die letzte Möglichkeit, die Pein zu vertuschen, die er empfand und die ihm die Eingeweide zu verätzen drohte.

»Seit ... einem halben ... Jahr«, antwortete sein Berater stockend und senkte seine Augen.

»Ja, ich verstehe Euch. Sie hat fürwahr ihre Vorzüge. Nicht wahr?« Die Stimme des Königs hatte nun wieder etwas bedrohlich Hartes, das einem Endspurt dem Ziel entgegen gleichkam. »Nicht wahr?!«, schrie er ihn an. Jedoch sein Berater antwortete nicht. »Ja, mit einem Schwanz kann sie umgehen.« Dann zog er seinen Berater wie eine Puppe hoch und ließ die scharfe Klinge ohne Vorwarnung vorschnellen. Mühelos bohrte sie sich durch mehrere Stoffe und zerschnitt die Hoden seines Gegenübers. Abscheu und Wut rasten in ihm, während er die Klinge fest in seiner Hand hielt und in die Augen des Mannes schaute, der ihn so lange begleitet und beigestanden hatte. Seine Hand spürte das Zucken des geschändeten Körpers und aus dem weit aufgerissenen Mund



kam nur ein leises Röcheln. Kein Schrei, kein Gezeter, kein Wimmern. Nur heißer, feuchter Atem.

»Warum?«, fragte er ein letztes Mal, ohne jedoch eine Antwort zu erwarten. Dann zog er die Klinge heraus, setzte sie erneut an Condermans Kehle und durchschnitt sie. Nach weiteren zwei Minuten war auch das letzte bisschen Leben ausgehaucht, doch der Schmerz des Verrats blieb dem König in den Knochen stecken. Genugtuung oder Linderung verspürte er keine, als er über dem toten Körper des Mannes stand, der ihn hintergangen hatte.

»Wenn wir zurück sind, nehmt ihr alle fest, deren Namen ihr hier gehört habt. Seine Familie wird ebenfalls ausradiert. Mein Weib jedoch überlasst ihr mir, denn dies ist meine Angelegenheit. Jetzt aber haben wir eine dringendere Sorge. Wir müssen unsere Pläne ändern, sonst wird man uns vernichten und das werde ich nicht zulassen.«



I

»Neiiiiiiin!«, schreckte Bobby in seinem Bett schweißgebadet auf. Beide Arme von sich gestreckt, starrte er mit weit aufgerissenen Augen an die Decke, als hätte sich der Teufel dort persönlich manifestiert. Angst und Ekel standen ihm ins Gesicht geschrieben. Noch immer sah er die Schemen einer Welt vor sich, die mehr als schrecklich war.

Der fahle Mond spendete sein schwaches, silbrig kaltes Licht, das kaum etwas seiner Umgebung offenbarte. Erst als er sich langsam bewusst wurde, dass alles nur ein Traum gewesen war, beruhigte sich sein Atem wieder und er ließ sich schlaff in sein Kissen zurückfallen. Doch seine Augen wagte er nicht mehr zu schließen. Zu nah war ihm noch dieses Schreckensgespenst, das ihm diese grausamen Bilder beschert hatte. Immer wieder zogen Sequenzen einer Schlacht durch seinen Geist, die erst die wahre Grausamkeit – der oft zu Unrecht romantisierten – Zeit des Mittelalters offenbarten.

Bis zum Morgengrauen fand er keine Ruhe mehr und wälzte sich von einer Seite zur anderen. Erst als endlich der Wecker



erlösend klingelte, setzte er sich erleichtert auf. Die Müdigkeit dieser schlaflosen Nacht steckte in seinen Gliedern, doch er wollte nur noch eines: aufstehen und vergessen.

»Morgen«, nuschelte er benommen, als er in die Küche kam. Ohne aufzuschauen setzte er sich an den Tisch und starrte mit glasigen Augen auf die glänzend polierte Mahagoniplatte. Normalerweise verflüchtigten sich die Bilder der Nacht schnell im Tageslicht der Realität, doch dieser Film schien wie eine klebrige Masse an ihm zu haften und nicht loslassen zu wollen.

»Guten Morgen Bobby. Ist alles in Ordnung?«, fragte seine Mutter und schaute ihn besorgt an, da ihr sein aschgraues Gesicht aufgefallen war. Nicht, dass er sonst viel Farbe besaß, doch an diesem Morgen wirkte seine helle Haut besonders bleich – beinahe leuchtend weiß.

»Mach dir wegen ihm keine Gedanken. Wahrscheinlich hat er sich noch keinen runterholen können«, spottete seine Schwester und blickte ihn herausfordernd an.

»Jeanette!«, tadelte ihre Mutter sie energisch, die solch unflätige Bemerkungen verabscheute.

Bobby ignorierte beide und starrte weiterhin unbeeindruckt auf die Tischplatte. Zu weit waren seine Gedanken noch entfernt, als dass es ihn interessierte, was seine Schwester sagte. Davon abgesehen, war er ihre Spötteleien gewohnt. Jeanette bedachte ihn daraufhin nur mit einem verachtenden Blick, stand auf und verließ die Küche.

»Was ist nur manchmal in sie gefahren?«, meinte seine Mutter und blickte Jeanette traurig hinterher.

So sehr Bobby in vielen Dingen seiner Mutter glich, so sehr ähnelte Jeanettes Charakter dem ihres Vaters: ungestüm und



herrsüchtig. Im Gegensatz zu ihrem Mann, der trotz aller Härte immer fair gewesen war, schien sich ihre Tochter immer mehr zu einer ungerechten Zicke zu entwickeln. Als sie mit Henry über Jeanettes Entwicklung reden wollte, wies er sie nur mit vorgehaltener Hand zurück. Irgendwie hatte er sich in den letzten Monaten zunehmend entfremdet. Es war, als hätte sich ein Schatten zwischen sie gelegt, der sie in unterschiedliche Bahnen zwang, und eine offene Kommunikation nicht mehr zuließ.

»Mama, ich ... ich hatte einen schrecklichen Tr... Traum«, begann Bobby dann stotternd und unterbrach ihre Gedanken an Jeanette.

»Was hast du denn geträumt, mein Kleiner?«

»Mama, nen... nenn mich nicht immer so«, tadelte er sie kleinlaut.

»Ist schon gut.« Sie musste daraufhin schmunzeln und strich über sein Haar.

»Ich war ... auf einem Schlachtfeld. Es muss sich irgendwann ... im Mittelalter abgespielt haben. Jedenfalls schl... schlugen die Krieger mit Schwertern, Ä... Äxten und Morgensternen aufeinander ein. Es war wi... widerlich und ekelnerregend. Überall lagen Leichen, schmerzverkrümmte Kör... Körper und verstümmelte Lei... Leiber«, würgte er angewidert. »Warum tr ... träume ich so etwas Schreckliches? Was k... kann ... das nur bedeuten?«, blickte er sie fragend an.

Doch seine Mutter schaute nur mit einem milden Lächeln auf ihn herab.

»Es war nur ein Albtraum, mein Kleiner. Sonst nichts.«

»N... nein, es war nicht n... nur ein T... Traum. Es war ...«, stotterte er nun heftiger, was zeigte, dass er sich aufzuregen



begann. Dies war schon seit seiner Kindheit so und seine Mutter wusste, wie sie damit umzugehen hatte.

»Liebling!«, unterbrach sie ihn resolut und legte ihre Hände mit sanftem Druck auf seine Schultern. Würde er sich jetzt in etwas verbeißen, könnte er den ganzen Tag keine Ruhe mehr finden. »Man träumt manchmal eben komische Dinge. Es hat ganz bestimmt nichts zu bedeuten. Glaub mir. Vielleicht hast du etwas gegessen, was du nicht vertragen hast. Oder du hast irgendwann einmal einen Historienfilm gesehen, der dich sehr beeindruckt hat. Keine Ahnung. Jedenfalls solltest du dir nicht zu viele Gedanken wegen solcher Dinge machen.«

Nur widerwillig ließ sich Bobby wieder beruhigen. Vielleicht hatte seine Mutter recht, doch das glaubte er nicht. Zu deutlich waren diese Bilder gewesen und viel zu emotional hatten sie ihn in eine Geschichte gezogen, die nicht die Seine war. Mutter war eindeutig nicht der richtige Ansprechpartner für eine so tiefgehende Angelegenheit. Es musste etwas Spirituelles zu bedeuten haben, doch in diesem Haus hatte er niemanden für solche Themen. Im Gegenteil. Hier dominierte nur die berechnende Logik seines Vaters. Streng, hart und unnachgiebig. Seine Mutter hatte nichts zu sagen und war mehr um Ausgleich bemüht, als dass sie eine eigene Meinung pflegte. Wie auch? Mit einem Mann an der Seite, vor dem sich alle ehrfurchtsvoll verneigten, konnte man nur eines tun: sich ebenfalls verbiegen.

Bobby liebte seinen Vater und irgendwie idealisierte er ihn sogar, aber seine Stärke hatte er bei Weitem nicht. Wie sollte sich auch eine kleine Pflanze neben einem so übermächtigen Baum entwickeln können? Diese Gedanken waren nicht ihm selbst gekommen, sondern seiner »Beraterin«. Seine Schwester



nannte sie »Psychotante« und tat Bobbys Eskapaden in die Esoterik als völligen Schwachsinn und Humbug ab. Doch für Bobby bedeutete es viel. Vielleicht sogar alles. Das reale Leben liebte ihn nicht, die Welt der Mystik schon eher. Hier hatte er wenigstens einen Platz, an dem man ihn so nahm, wie er war, und nicht als Zurückgebliebenen und Naivling abtat.

»Wo... wo ist Jeanette eigentlich hingegangen?«, fragte er vorsichtig nach seiner Schwester. Sie war ein Biest, ein männermordendes Sukkubus, sarkastisch und chronisch ungerecht. Sie war nicht nur eine Zicke, sondern die Göttin aller Zicken. Sie kannte lediglich eine Liebe: die Liebe zu sich selbst. Die kurze Begegnung an diesem Morgen hatte ihm genügt und er wollte ihr nicht nochmals in die Arme laufen.

»Sie schreibt morgen eine Arbeit. John, ihr Klassenkamerad, ist bei ihr oben. Sie wollen noch lernen«, antwortete seine Mutter, ohne dabei auch nur eine Miene zu verziehen. Wahrscheinlich glaubte sie das wirklich. Da Bobbys Zimmer jedoch an das seiner Schwester angrenzte, und er schon des Öfteren ihr »lernwilliges« Stöhnen anhören musste, wusste er nur zu genau, was sie jetzt tat. Errötet schaute Bobby schnell zu Boden, als ihm Bilder in den Kopf kamen, die er wahrhaftig nicht sehen wollte.

»Nun, dann ... gehe ich mal. Muss au... auch noch lernen«, log er und stahl sich verlegen aus der Küche. Weg von einem Thema, das ihn bei Gott nicht interessierte. In sein Zimmer wollte er wegen der Störgeräusche nicht gehen, also zog er sich in den Wintergarten zurück, der normalerweise das Domizil seines Vaters war. Der Blick in die gepflegte Parkanlage war ein wahrer Genuss, für den er sich jetzt aber nicht interessierte. Ihn beschäftigte noch immer dieser intensive Traum, den er nicht



einzuordnen wusste. Immer wieder musste er die Szenen des sinnlosen Gemetzels vor seinem inneren Auge vorübergleiten lassen und manchmal hatte er sogar den Eindruck, körperlich dabei gewesen zu sein. Er musste unbedingt mit jemandem darüber sprechen, der dies auch verstehen konnte, und Spirit war die Einzige, die ihm einfiel. Spirit war zwar ihr Spitzname, aber er hatte sich daran gewöhnt. Ihren richtigen Namen hatte er inzwischen sogar vergessen und er wollte sie auch nicht danach fragen. Als sie sich am Telefon meldete, fühlte er sich im selben Augenblick schlagartig wohl, als würde ihm der Klang ihrer Stimme Felsen von seinen Schultern nehmen.

»Oh Spirit, G... gott sei Dank. I... ich hatte ...«

»Einen seltsamen Traum?«, unterbrach sie ihn nachdenklich.

»Ja ... Woher ...?«

»Woher ich das weiß? Frag mich nicht. Es ist komisch, aber auch ich hatte heute Nacht einen sehr seltsamen Traum und irgendwie wusste ich, dass du dich melden würdest.«

Spirit war mit ihren 1,55 m beinahe ebenso groß wie breit. Doch ihre ruhige und sanfte Stimme verlieh ihr eine skurrile Schönheit, der er sich nicht ganz entziehen konnte. Zwar war sie überhaupt nicht sein Typ, dennoch mochte er sie sehr und fühlte sich in ihrer Nähe wohl.

»Darf ich v... vorbeikommen? Bitte. I... ich muss unbedingt darüber re... reden und erfahren, wa... was der Traum zu bedeuten hat.«

»Ja, komm gegen vier vorbei.«

Plötzlich klickte es im Telefon und die Verbindung war überraschend schnell wieder beendet. Doch Bobby kümmerte es jetzt nicht weiter, nur eines zählte für ihn in diesem Augenblick: Er war mit seinem Traum nicht mehr allein.

